

4 Tätigkeiten des Sorgens als präsentische Praxis

»Es ist an der Zeit, dass wir Sorge und Beziehung ins Zentrum unserer Gesellschaft stellen und alle Menschen die Zeit und die Ressourcen zur Verfügung stellen, die für gelingende Sorgebeziehungen notwendig sind.«
(Schutzbach 2021, S. 276)

Ob bei dem selbstorganisierten Kinderprogramm, der Begleitung zu Besuchen bei Behörden oder gemeinsamen Festen – das Füreinander-Sorge-Tragen stand im Zentrum der Unterstützung der Geflüchteten. Das ist mit Blick auf die Unterstützungspraxis zwar erst einmal eine offensichtliche Feststellung, fast banal in ihrer Einfachheit. Und doch ist sie mit nicht unerheblichen theoretischen Implikationen verbunden: Denn einerseits stellt sich die Frage, wie sich die Praxis des Füreinander-Sorge-Tragens am besten begrifflich fassen und damit in ein Verhältnis zu feministischen Debatten setzen lässt (Kapitel 4.1). Als Kontrast zu den *repräsentistischen* Strategien, die im vorangehenden Kapitel im Zentrum standen, werden die Tätigkeiten des Sorgens der Unterstützung der Geflüchteten als *präsentische* Praxis deutlich. Andererseits ermöglicht die Erkenntnis, dass Sorgepraktiken eine zentrale Rolle in der zivilgesellschaftlichen Bewegung gespielt haben, ein anderes Nachdenken darüber, wie die Mobilisierung, die zivilgesellschaftliche Bewegung selbst und die sie durchziehenden Widersprüche funktioniert haben und strukturiert waren (Kapitel 4.2).

4.1 Feministische Debattenstränge

Tätigkeiten des Sorgens beschäftigen feministische Bewegungen ebenso wie die feministische Theoriebildung seit ihren Anfängen bis heute,¹ da sie hauptsächlich von Frauen verrichtet wurden und werden und – obwohl lebensnotwendig und in Zeitstunden deutlich umfangreicher als die Erwerbsarbeit² – unsichtbar gemacht und symbolisch, wie materiell abgewertet werden. In die Abwertung uns umsorgender Netzwerke ist die männlich konnotierte Vorstellung autonomer, unabhängiger Subjekte verwoben. Feministische Kritik macht dagegen stark, dass es, gerade weil »wir alle Sorgende sind und der Sorge bedürfen, gilt [...], den Mythos der Unabhängigkeit zu dekonstruieren und einen positiven Begriff der Abhängigkeit als Interdependenz einzuführen«,³ wie Isabell Lorey es paradigmatisch beschreibt. Auch quantitativ spielen Sorgetätigkeiten eine entscheidende Rolle, wie die Sozialwissenschaftler*innen Matthias Neumann und Gabriele Winker betonen:

»Der Großteil der menschlichen Arbeit ist Sorgearbeit. In der BRD waren dies nach den letzten verfügbaren Daten entlohnte und unentlohnte Sorgearbeit zusammengekommen, ca. 63 % aller Arbeitsstunden. Dabei entfallen 56 % auf die unentlohnte Sorgearbeit und 7 % auf die entlohnte Sorgearbeit. Der Großteil dieser Sorgearbeit, knapp 88 %, findet also unentlohnt in Familien oder im Ehrenamt statt.«⁴

Wie stark sich die Unsichtbarkeit der Sorge in der Gesellschaft verfestigt hat, haben die brutalen Auswirkungen der weltweiten Corona-Pandemie vor Augen geführt: Blitzartig erschien die existenzielle Wichtigkeit

1 Vgl. Binder/Hess 2019, S. 11.

2 Vgl. Winker, Gabriele: Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive. In: Das Argument 53. Jahrgang/Heft 3 (2011), S. 333–344, hier S. 333.

3 Lorey, Isabell: Sorge im Präsens. In: Bärtsch, Tobias u.a. (Hg.): Ökologien der Sorge. Wien 2017, S. 113–123, hier S. 119.

4 Winker, Gabriele/Neumann, Matthias: Sorge und Solidarität. Von verbindender Care-Politik zur solidarischen Gesellschaft. URL: <https://care-revolution.org>. 2019.

von Sorgetätigkeiten für menschliches Leben in der öffentlichen Wahrnehmung. Nach den medienwirksamen Danksagungen und dem kollektiven Klatschen für das Krankenhauspersonal verschwand eben dieser Fokus so schnell wieder, wie er gekommen war. Die existenzielle Bedrohung durch die Corona-Pandemie hat die Unsichtbarkeit der Sorgetätigkeiten nur kurzzeitig durchbrochen. Die gespenstische Stille um die Sorge, die sich nach einer kurzen Zeit der Sorge-Euphorie im medialen Rampenlicht ausbreitete, machte ein weiteres Mal die Wichtigkeit feministischer Bemühungen deutlich, die patriarchalen Verhältnisse zuerst einmal sichtbar zu machen, um sie überhaupt kritisieren und verändern zu können.

Gerade in Bezug auf Flucht und Migration spielt die Frage nach der Sorge eine zentrale Rolle: Kriege lassen sich als fundamentale Angriffe auf die Sorgeinfrastrukturen, -netzwerke und -beziehungen verstehen, die Menschen dann dazu treiben, entsprechende Regionen auf der Suche nach neuen Möglichkeiten der Sorge zu verlassen. Auch autoritäre Regime oder die Vorherrschaft parastaatlicher Gewaltstrukturen stellen ebenso wie ökonomisches Elend die Sorgepraktiken zur Aufrechterhaltung des alltäglichen Lebens für bestimmte Teile der Bevölkerung grundlegend infrage. Wird also die alltägliche Sorge um uns selbst und Andere in erheblichem Maß infrage gestellt, liegt es nahe, eine Situation als bedrohlich wahrzunehmen und dementsprechend ist es plausibel, etwas zu tun, um dieser Bedrohung etwas entgegenzusetzen. Fehlende Sorgepraxis erscheint so als eine der zentralen Voraussetzungen von Bedrohungen in menschlichen Gesellschaften, worauf auch der Historiker Ewald Frie und der Soziologe Boris Nieswand – beide eng mit dem SFB 923 verbunden, in dessen Rahmen diese Arbeit entstanden ist – hinweisen.⁵

Um Tätigkeiten des Sorgens gibt es in der feministischen Debatte zwei große Diskussionsstränge, die sich zwar nicht ausschließen, aber doch zumindest in ihrer Genese und ihrem Fokus wesentlich voneinander unterscheiden, wie es die Soziologin Brigitte Aulenbacher mit einer

5 Vgl. Frie/Nieswand 2017, S. 15.

herausragenden Klarheit dargestellt hat.⁶ Sie unterscheidet einerseits die Debatten, die sich um den *Care-Begriff* drehen, von denjenigen, die *soziale Reproduktion* ins Zentrum setzen. »Der Begriff Care hat seine Wurzeln in der angloamerikanischen, moralphilosophischen feministischen Diskussion der 1980er-Jahre«⁷ und hat sich in der Folge interdisziplinär ausdifferenziert. »Er bewegt sich im semantischen Horizont des Lebens, wobei die Gesellschaft moderne- und kapitalismuskritisch in den Blick genommen wird.«⁸ Demgegenüber entstammt der Begriff der sozialen Reproduktion dem marxistischen Feminismus, wobei dabei »die Semantik der Arbeit im Vordergrund steht und der Fokus auf der Kapitalismusanalyse und -kritik liegt.«⁹ Ob Kritik der Moderne oder die Kritik des Kapitalismus, in der konkreten Debatte haben beide Diskussionsstränge große Schnittmengen. Mit beiden lässt sich letztendlich die strukturelle Abwertung und Unsichtbarmachung kritisieren, der Sorgepraktiken in der Gesellschaft ausgesetzt sind. Gleichzeitig rücken beide Stränge entsprechend den Begriff der *Sorge* als konkrete alltägliche Praxis in den Fokus, um Sorgebeziehungen, Sorgeverhältnisse und Sorgearrangements erfassbar zu machen.¹⁰ Für die vorliegende Arbeit verdeutlichen beide Stränge außerdem unterschiedliche Nuancen, die für die Analyse zentrale Implikationen haben, die ich im Folgenden weiter ausführe.

Beginnen will ich mit dem Debattenstrang um den Care-Begriff, der, wie es Aulenbacher ausführt, als

»ganzheitliches Konzept der Selbst- und Sorge verstanden [wird], die sich auf die Beziehungen zwischen menschlicher und außermenschlicher Natur, zwischen Menschen und des Menschen zu sich selbst er-

6 Vgl. Aulenbacher, Brigitte: Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Karina/Binner, Kristina/Décieux, Fabienne (Hg.): *Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus*, Bd. 72. Wiesbaden 2020, S. 125–147.

7 Ebd., S. 126.

8 Ebd.

9 Ebd., S. 126f.

10 Vgl. ebd., S. 131.

streckt. Es handelt sich um eine ontologische Betrachtungsweise, in der das Gattungswesen Mensch [...] aufgrund der Kontingenz des Lebens bedürftig, verletzlich, angewiesen, abhängig ist.«¹¹

Nicht nur im Ausnahmefall, sondern permanent müssen Care-Praktiken demnach verfügbar sein. Menschen müssen einen relevanten Teil ihres Lebens gefüttert, gepflegt, geheilt und umsorgt werden, ansonsten droht rasch existenzielles Leid. Ohne die zumindest zeitweise Einbindung in Netzwerke, die diese Sorgetätigkeiten leisten, ist menschliches Leben nicht vorstellbar. Alle Menschen sind daher abhängig »von unterstützenden Infrastrukturen, von ökonomisch, kulturell, sozial und politisch gestifteten Netzwerken und Bindungen und von Anerkennungsverhältnissen, die uns im Leben halten«,¹² wie es Sabine Hark beschreibt. Das in der Moderne eingelassene Bild des männlich konnotierten, autonomen Subjekts wird also »geradezu gegenläufig zur Betrachtung des Menschen in seiner Angewiesenheit und Abhängigkeit – vor allem als der Selbstsorge fähig, weniger als der Sorge bedürftig gedacht«.¹³ Ein entscheidender Bezugspunkt der Care-Debatte ist daher die Frage, wie »die Gesellschaft Sorgebeziehungen ausgestaltet bzw. ausgestaltbar macht«.¹⁴ Dieser Strang der hier verfolgten feministischen Diskussion weist also eindeutig auf den konkreten Alltag der interpersonalen Sorgearrangements, auf die affektiven Verbindungen sowie auf pragmatische und unmittelbare Logik, die diesen Sorgepraktiken innewohnt. Im Gegensatz zu der *repräsentistischen* Logik, die sich durch das zeitgenössische Protestrepertoire zieht (siehe Kapitel 3), werden die Sorgepraktiken aus der Perspektive dieses Debattenstrangs besonders gut als eine auf die Gegenwart und Unmittelbarkeit gerichtete Praxis deutlich, die sich mit den Überlegungen Isabell Loreys als

11 Ebd., S. 127.

12 Hark, Sabine: Mit dem Virus leben. Politiken der Sorge in der Pandemie – Geschichte der Gegenwart. 2022. URL: geschichtedergegenwart.ch (Zugriff: 11.02.2022).

13 Aulenbacher 2020, S. 128.

14 Ebd., S. 129.

präsentisch begreifen lassen. Isabell Lorey beobachtete bei den Demokratiebewegungen der 2010er-Jahre eine ungewöhnliche Logik, die sie folgendermaßen beschreibt:

»Die Aktivist_innen der unterschiedlichen Demokratiebewegungen formulierten keine konkreten Forderungskataloge an die Regierenden, organisierten sich nicht in traditioneller Weise und lehnten es immer wieder ab, mit bestehenden staatlichen Strukturen zusammenzuarbeiten oder transformieren sie mit repräsentationskritischen Entscheidungsstrukturen. [...] Diese Praxen, Initiativen und Zusammenschlüsse sind heterogene Elemente einer präsentischen Demokratie. Ein solches Verständnis des Präsentischen durchbricht auch die Linearität von Zeit und bricht sie auf. Es wird in der Gegenwart praktiziert und nicht in einem irgendwann umzusetzenden Programm auf die Zukunft verschoben. [...] Präsentisch verweist auf ein gegenwärtiges Werden, nicht zuletzt auch auf eine ausgedehnte und intensive Gegenwart der Sorge, der sozialen Reproduktion, die nicht einfach von der Produktion zu trennen ist. Sie ist nicht das Ergebnis eines einmaligen großen Bruchs, sondern andauernder Entfaltung affektiver Verbindungen, durch die wieder neue Sorgepraxen entstehen.«¹⁵

Da also *präsentische* Sorgepraktiken im Zentrum der Mobilisierung der Unterstützung für Geflüchtete standen, war die zivilgesellschaftliche Bewegung wesentlich von einer *präsentischen* Logik getragen. In ihrer strikten Orientierung auf die Gegenwart war die Mobilisierung um das Jahr 2015 dem »Drang zur Unmittelbarkeit des Politischen«¹⁶ des Post-1968-Alternativmilieus, den der Historiker Sven Reichardt betont, nicht unähnlich. Speziell in der *Politik der ersten Person* der autonomen Bewegung der 1980er-Jahre drückte sich ein Zeitverständnis aus, das auf ihren eigenen, gegenwärtigen Alltag gerichtet war, wie es der Soziologe Walter Hollstein beobachtet hat: »Gegen den Attentismus der traditionellen Linken setzten die alternativen Gruppierungen schon

15 Lorey 2017, S. 120f.

16 Reichardt 2014, S. 876.

frühzeitig ihren augenblicklichen Veränderungswillen. Sie wollen sich nicht auf ferne Revolutionen und klassenlose Gesellschaft in weiter Zukunft vertrösten lassen«¹⁷. Allerdings war die Unterstützungspraxis untrennbar mit den Geflüchteten verbunden – statt der *Politik der ersten Person* ließe sich also vielleicht treffender von einer *Politik der anderen Person* sprechen. Mit dem Fokus auf *präsentische* Logiken und Praktiken, drängt sich bei Lorey außerdem die enge Verknüpfung der Bewegungspraktiken mit Sorgepraxen in den Fokus, die aufgrund der Erkenntnisprobleme kritischen Denkens, die ich im vorherigen Kapitel erläutert habe, oft übersehen werden. So lässt sich auch die von Lorey erwähnte Skepsis gegenüber *repräsentistischen* Entscheidungsstrukturen mit ihrer eigenen Zeitlogik erst mit einem Fokus auf die Sorgepraxis einordnen und verstehen (siehe Kapitel 6.3.1).

Um den Erkenntnisbereich der Erforschung sozialer Bewegungen auf Bereiche jenseits ihrer blinden Flecken zu erweitern, schlage ich einen stärkeren Fokus auf Tätigkeiten der Sorge vor. Denn Elemente der Sorge spielen in nahezu allen sozialen Bewegungen eine gewisse Rolle, in dem einen Fall mehr, in dem anderen Fall weniger. Mit dem Begriffspaar *präsentisch* – *repräsentistisch*, lassen sich soziale und zivilgesellschaftliche Bewegungen danach unterscheiden, welche Aspekte von Sorgetätigkeiten darin jeweils eine Rolle spielen. Was die Mobilisierung um das Jahr 2015 deutlich von ähnlich gelagerten Mobilisierungen in der Vergangenheit – zumindest in der Bundesrepublik – unterscheidet, ist die zentrale Stellung der Politiken der Sorge darin. Verglichen mit zeitgenössischen Mobilisierungen sozialer Bewegungen in anderen Ländern gibt es durchaus größere Überschneidungen unter dieser Perspektive. In den Protesten gegen Zwangsräumungen in Spanien, die mit der Gründung der *Plataforma de Afectados por la Hipoteca* (PAH) 2009 an Dynamik aufnahm, spielte die Sorge füreinander eine zentrale Rolle, wie

17 Hollstein, Walter: Autonome Lebensformen. Über die transbürgerliche Perspektive der Jugendbewegung. In: Haller, Michael (Hg.): Aussteigen oder rebellieren. Jugendliche gegen Staat und Gesellschaft. Hamburg 1981, S. 197–216, hier S. 203.

es Nikolai Huke beschreibt: »[D]ie geteilten Erfahrungen des Zwangsräumungsprozesses führte dazu, dass Betroffene begannen, solidarisch füreinander Sorge zu tragen«. ¹⁸ Auch hier spielte eine repräsentationskritische Skepsis eine entscheidende Rolle, um »kontinuierlich ›kleine große Erfolge‹ [...] zu erzielen, die konkrete Verbesserungen im Alltag bewirkten, etwa indem Zwangsräumungen verhindert, Verhandlungsergebnisse erzielt oder Wohnraum angeeignet wurde«. ¹⁹ Neben der anderen Zeitlogik und der Wichtigkeit, die konkrete und lokale Sorge bei der PAH spielten, fällt ebenso auf, dass es den Aktiven der PAH gelungen ist, eine gewisse organisatorische Struktur aufzubauen, die längerfristige Aktivitäten, die auf die Ebene politischer Repräsentation zielten, zuließ. Mit dem analytischen Begriffspaar *präsentisch* – *repräsentistisch* wird also deutlich, dass von den Aktiven in Spanien nach und nach *repräsentistische* Elemente in die anfangs *präsentisch* dominierten Praktiken eingeflochten werden konnten.

Auch bei dem anderen feministischen Debattenstrang, der sich um den Begriff der sozialen Reproduktion dreht, »geht es ebenfalls um Prokreation, Generativität und Regeneration, allerdings ist dies in Bezug auf Arbeit bzw. die Reproduktion der Arbeitskraft, die Produktion und den Tausch an die Analyse der kapitalistischen Verhältnisse [...] gekoppelt«, ²⁰ wie Aulenbacher betont. Zum Kern dieser Argumentation gehört der Hinweis auf den grundlegenden Widerspruch der patriarchal-kapitalistischen Gesellschaftsformation, die in der Lage ist, überlebenswichtige Reproduktionstätigkeiten abzuspalten und unsichtbar zu machen, von denen im Endeffekt der Fortbestand eben jener Gesellschaft abhängt. Wie der materialistische Feminismus stark macht, existiert überhaupt erst mit dem Aufstieg bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaften eine getrennte Sphäre der feminisierten

18 Huke, Nikolai: Kollektives Füreinander-Sorge-Tragen – die spanische Bewegung gegen Zwangsräumungen. Von Scham, Isolation und Ohnmacht zu politischer Selbstorganisation. In: Die Armutskonferenz et al. (Hg.): Stimmen gegen Armut. Norderstedt 2020, S. 193–201, hier S. 196.

19 Ebd., S. 198.

20 Aulenbacher 2020, S. 130.

Sorgetätigkeiten – ohne die die männlich konnotierte Sphäre kapitalistischer Produktion nicht existieren könnte. Erst mit der Herausbildung kapitalistischer Vergesellschaftung fielen diese beiden Sphären auseinander. Silvia Federici, eine wichtige Theoretikerin des materialistischen Feminismus, hat sich eindrücklich mit diesem Prozess beschäftigt. Sie geht in ihrem Buch *Caliban und die Hexe* davon aus, dass die jahrhundertlange Terrorkampagne gegen Frauen, die Verfolgung und Ermordung sogenannter *Hexen*, genau vor diesem Hintergrund zu verstehen ist: Eine wesentliche Voraussetzung für die Entstehung eines Proletariats war die flächendeckende Zerstörung der Subsistenz und der damit verbundenen Gemeingüter sowie die Versklavung der Einwohner der Kolonien.²¹ Frauen widersetzten sich immer wieder dieser Einhegung, denn die »soziale Funktion der Allmenden war für Frauen besonders bedeutend. Sie verfügten über weniger Landtitel und geringere gesellschaftliche Macht und waren daher für ihre Subsistenz, Autonomie und ihren gesellschaftlichen Verkehr besonders stark auf die Allmenden angewiesen.«²² Federici sieht in den antifeudalen Kämpfen und den weitverbreiteten häretischen Sekten Hinweise auf die Macht, die Frauen in Kämpfen gegen die Zerstörung der Subsistenz und der damit zusammenhängenden Verelendung der Landbevölkerung innehatten.²³ Diese Macht stand den Möglichkeiten der Kapitalakkumulation entgegen und musste daher niedergeworfen und unter Kontrolle gebracht werden. Frauen wurden von einem Großteil der Lohnarbeiten faktisch ausgeschlossen, die Autonomie über ihre Körper und ihre Sexualität wurde angegriffen und verfolgt. Die getrennte Sphäre der Reproduktion wurde als weiblich mystifiziert. Für diejenigen, die sich dieser Entwicklung immer noch widersetzten, wartete der inquisitorische Wahn der *Hexenverfolgung* mit seiner stählernen Akribie des Terrors. Wie Federici herausarbeitet, mussten Frauen also erst kollektiv in die nun neu entstehenden Tätigkeitsbereiche der sozialen Reproduktion gezwungen

21 Vgl. Federici, Silvia: *Caliban und die Hexe: Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*. Wien 2012, S. 78.

22 Ebd., S. 86.

23 Vgl. ebd., S. 26.

werden, denn die Arbeitskraft konnte nicht allein existieren. Sie musste, gebunden an den menschlichen Körper, über diesen Körper hergestellt und gepflegt werden. Die Körper mussten überhaupt erst geboren, ernährt, groß gezogen, gewaschen usw. werden, damit sie überhaupt in der Lage zur Arbeit waren. Essenziell für den Entstehungsprozess der Reproduktions-Sphäre war neben der Vergeschlechtlichung die systematische Abwertung und Unsichtbarmachung der Tätigkeiten, die damit *im Privaten* und somit weitgehend unbezahlt in den Familien von Frauen erledigt wurden.

Wie Aulenbacher betont, durchzieht besonders den Debattenstrang um die soziale Reproduktion eine Semantik der Arbeit, deren problematische Effekte ich im Folgenden erläutere. An dem Beispiel der marxistisch-feministischen Kampagne *Lohn für Hausarbeit* der 1970er-Jahren lässt sich dieser Fokus paradigmatisch nachvollziehen. Die Aktivist*innen verfolgten das Ziel, soziale Reproduktion und damit die Sorgepraktiken als *Arbeit* zu fassen, vor allem, um sie damit sichtbar zu machen.²⁴ Von *Reproduktionsarbeit*, *emotional labour* oder seit spätestens den 1990er-Jahren verstärkt von *Care-Arbeit* zu sprechen, diene vorrangig dem taktischen Ziel, die Engführung des gesellschaftlich verbreiteten Arbeitsbegriffs auf kapitalistische und im Wesentlichen männlich konnotierte Lohnarbeit, um den Bereich der Sorgepraxis zu erweitern.²⁵ Ich verstehe den starken Fokus auf den Begriff der Arbeit immer auch als Versuch, den Stellenwert der abgewerteten Sorgetätigkeiten in einer Gesellschaft herauszustellen, in der nur zählt, was als *Arbeit* gefasst werden kann. In Begriffen wie *Reproduktionsarbeit* oder *Care-Arbeit* überlagern sich also die Fixierung auf den Arbeitsbegriff marxistischer Provenienz und die neoliberalen Anforderungen an das zur Lohnarbeit getriebene Subjekt. Die Sorgetätigkeiten als *Arbeit* zu fassen, verschiebt tendenziell den Blick auf bezahlte Tätigkeiten im Feld der Sorge. So beschreibt beispielsweise Arlie Hochschild, wie durch die Anforderung an

24 Vgl. Kitchen Politics: Einleitung oder: Anleitung zum Aufstand aus der Küche. In: Aufstand aus der Küche: Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Münster 2012, S. 6–20, hier S. 13.

25 Vgl. Winker 2011, S. 333.

Flugbegleiterinnen für eine gute Stimmung an Bord zu sorgen, auch die Emotionspraktiken und geschlechtliche Performance der Arbeiterinnen dem kapitalistischen Verwertungsprozess unterworfen werden.²⁶ Sorge in erster Linie als *Arbeit* zu begreifen, bestimmt gleichzeitig die Richtung der Auseinandersetzungen, die darum geführt werden (können): Damit steht die Frage der Entlohnung im Fokus, der Anspruch gleicher oder gerechter Verteilung der Tätigkeiten²⁷ und die Frage wie unliebsame Sorgetätigkeiten mechanisiert und dadurch verringert werden können. All das sind wichtige Ziele, die sich jedoch gerade in Bezug auf die Situation um das Jahr 2015 als analytischer Klotz am Bein erweisen. Wie die Soziologin Frigga Haug darlegt, verschiebt sich der analytische Fokus durch die bloße Übernahme englischer Begriffe wie *immaterial labour*, *affective labour* oder *emotional labour* auf Verhältnisse der Lohnarbeit, gleichzeitig werden dadurch die Unterschiede und Eigenlogiken verdeckt. Sie betont, dass der von Arlie Hochschild untersuchte Gegenstand eben nicht das sorgende Miteinander ist, sondern die emotionale Zurichtung der Subjekte im Zuge der Verwertung ihrer Arbeitskraft und der Prozess der Kommodifizierung der Sorge. Die Taktik, die Sichtbarkeit der Sorge über den Begriff der *Arbeit* zu erhöhen, verkürzt den Blick eher, als ihn zu erweitern. Das Utopische der Sorge liegt gerade, wie Haug betont, in ihrer inneren Logik, die der Verwertung im Grunde widerspricht, also gerade in den Teilen, die nicht in die Logik der Verwertung passen.²⁸ Mit dem Begriff der *Tätigkeiten* kann die Sorge ohne das Nadelöhr der marxistischen Kritik der politischen Ökonomie beschrieben werden.²⁹

26 Vgl. Hochschild, Arlie: *The Managed Heart*. In: *Working in America*. 5. Auflage. New York 2022, S. 40–48.

27 Binder/Hess 2019, S. 11.

28 Vgl. Haug, Frigga: Das Care-Syndrom. Ohne Geschichte hat die Frauenbewegung keine Perspektive. In: *Das Argument* 53. Jahrgang/Heft 3 (2011), S. 345–364, hier S. 357.

29 An dieser populären Engführung marxistischer Theorie ändert sich meiner Ansicht nach auch nichts grundlegend mit dem Verweis von Haug, der eigentliche Fokus der Kritik der politischen Ökonomie sei statt der »Lohnarbeit« die »Arbeit«. Vgl. ebd., S. 350.

Beide Diskussionsstränge, sowohl der derjenige, der sich um den Care-Begriff dreht, als auch derjenige, der Fragen der sozialen Reproduktion ins Zentrum stellt, beleuchten also in dem Feld der Sorge unterschiedliche wichtige Aspekte. Mit der Care-Debatte ist es besonders gut möglich, Sorge als *präsentische* Praxis zu begreifen. Entlang des Arbeits-Begriffs in der Diskussion um die soziale Reproduktion lässt sich noch einmal deutlicher aufzeigen, dass das Potenzial der Sorge eben darin besteht, der Logik der Verwertung zu widerstreben.

Außerdem sind Tätigkeiten des Sorgens in patriarchalen Gesellschaften mehrheitlich in vergeschlechtlichten familialen Strukturen geronnen. Mit ihrer massenhaften Mobilisierung um das Jahr 2015 haben sich diese Tätigkeiten verflüssigt und die Schwelle der Individualisierung und Privatheit übertreten. Um fassen zu können, dass es sich nicht in erster Linie um die familiäre Sorgetätigkeit, sondern um eine mobilisierte, kollektiv geteilte Form davon handelte, schlage ich den Begriff des *solidarischen Sorgens* vor. Dabei orientiere ich mich an einem Verständnis der beiden Begrifflichkeiten, wie es Gabriele Winker und Matthias Neumann ausformuliert haben: »Während Sorgetätigkeit die Unterstützung bestimmter Menschen bei der Befriedigung konkreter Bedürfnisse ist, möchten wir Solidarität als Unterstützung bei der Befriedigung des Bedürfnisses nach Handlungsfähigkeit verstehen«³⁰. In diesem Sinne lassen sich die Praktiken, die im Zentrum der Mobilisierung der Unterstützung für Geflüchtete standen, als eine spezifische Mischform von Sorge und Solidarität begreifen, unter der empirischen Dominanz der Praxis des Sorgens. Um diese analytisch sauber zu fassen, verwende ich dementsprechend den Begriff der *Tätigkeiten des solidarischen Sorgens*.

An dieser Stelle gehe ich bewusst nicht ausführlicher auf gesellschaftliche und wissenschaftliche Debatten um Solidarität ein, was vor allem einen wesentlichen Grund hat. Der Begriff der Solidarität nimmt in dem von mir beforschten Feld eine ganz spezifische Rolle ein. Er wird vor allem von Aktiven der neuen sozialen Bewegungen als Selbstbeschreibung verwendet und schwappt von dort aus in die

30 Winker/Neumann 2019.

Forschungslandschaft (siehe Kapitel 3.2 zu der Rückkopplungsschleife zwischen Aktivismus und Wissenschaft). Er schließt an eine lange Bewegungsgeschichte an und trägt eine entsprechende moralische Aura. Ob auf Demonstrationen die internationale Solidarität hochgehalten wird, oder in Erklärungen die Solidarität mit einer Auseinandersetzung bekundet wird, letzten Endes ist der Begriff der Solidarität untrennbar – und das ist das Entscheidende an dieser Stelle – mit *repräsentistischen* Strategien, ihrem normativen Verständnis des Politischen und den damit einhergehenden blinden Flecken verbunden. Selbst die differenzierte Konzeption solidarischer Beziehungen zwischen Aktiven und Geflüchteten, wie sie Larissa Fleischmann in ihrem Buch »Contested Solidarity« vornimmt, kommt nicht umhin, deutlich zwischen »Humanitarian Help and Political Activism« zu unterscheiden und damit den Blick von vornherein schon zu verengen.³¹

4.2 Vergeschlechtlicht, hierarchisch, paternalistisch?

Obwohl sich die geschlechtliche Aufteilung der Arbeit in den letzten Jahrzehnten zumindest in den Zentren der Externalisierungsgesellschaft deutlich verschoben hat, bleiben die sie begleitenden Normen und Werte bemerkenswert stabil, wie Frigga Haug feststellt:

»Das fordistische Ernährer-Hausfrau-Modell schwindet zwar in der Wirklichkeit, bleibt jedoch in Bezug auf Normen und Werte und Zuweisung der notwendigen Arbeiten an das weibliche Geschlecht weiter in den Köpfen und Gewohnheiten. Praktisch werden die Frauen in Teilzeitarbeit und Billig-Jobs getrieben und erhalten zusätzliche Arbeiten, die der Abbau des Sozialstaats, der Krisen im Gesundheits- und Schulsystem in die Familien rückverlagert.«³²

31 Vgl. Fleischmann, Larissa: Contested Solidarity: Practices of Refugee Support between Humanitarian Help and Political Activism, Culture and Social Practice. Bielefeld 2020, S. 23ff.

32 Haug 2011, S. 360.

Frau-werden ist immer noch in wesentlichen Teilen damit verbunden, gewissermaßen zur Sorgeexpertin zu werden,³³ bei der gleichzeitigen Anforderungen, den feministischen Errungenschaften genügend Aufmerksamkeit zu schenken, wie die Geschlechterforscherin Franziska Schutzbach betont:

»Eine junge Frau kann alles, *soll* aber auch alles. [...] Denn neben den emanzipierten Rollenbildern sind auch die traditionellen Erwartungen unhinterfragt wirksam: Mädchen sollen ihre kleinen Geschwister hüten, sie sollen im Haushalt helfen, und auch heute wird ihnen vermittelt, dass sie dereinst Mütter sein werden. Von erwachsenen Frauen wiederum wird erwartet, dass sie Karriere machen, aber dabei nicht ›vermännlichen‹ und nicht etwa ihre Familie oder Beziehung hintanstellen. [...] Frauen werden nicht einfach als Menschen betrachtet, von ihnen wird erwartet, dass sie *gebende* Menschen sind.«³⁴

Diese Konstellation führt, wie Schutzbach ausführt, zu einem immensen Druck, der auf Frauen lastet und unter den gegebenen patriarchalen Verhältnissen zu einem anhaltenden Erschöpfungszustand führt. Nun ist die Mobilisierung der solidarischen Sorge zwar nicht aus dem Patriarchat ausgebrochen, für die Beteiligten bedeutete die Aktivität aber mindestens am Anfang etwas Außeralltägliches, etwas jenseits des alltäglichen Trotts der Sorge. Das vergeschlechtlichte Wissen um die Sorge für andere Menschen mitsamt den Erfahrungen, welche Entbehrungen und Zermürbungen damit einhergehen können, das damit verbundene soziale Kapital, das Wissen um den langwierigen Aufbau von Sorgenetzwerken – all das konnte plötzlich direkt und produktiv eingebracht werden. Denn Tätigkeiten des Sorgens bildeten den Kern der Unterstützung der Geflüchteten. Nur deshalb konnten die sozialstaatlichen Sorgetätigkeiten in so großem Umfang »an außer-

33 Vgl. hierzu Trabant, Sonja/Opitz, Nicole: Ungerechte Verteilung von Sorge: Care-Arbeit in Zahlen. In: Die Tageszeitung: taz, 07.03.2022.

34 Schutzbach, Franziska: Die Erschöpfung der Frauen. Wider die weibliche Verfügbarkeit. München 2021, S. 14f.

staatliche und insbesondere ehrenamtliche weibliche Akteur*innen»³⁵ ausgelagert werden, weil dort das entsprechende praktische Wissen um konkrete Sorge ebenso sedimentiert war, wie die Erfahrungen der immensen Belastungen, die damit einhergehen können. Gleichzeitig war die solidarische Sorge für Sorgeexpert*innen eine Möglichkeit, für ihre spezifischen Fähigkeiten – die ansonsten unsichtbar sind und abgewertet werden (siehe Kapitel 4) – gesellschaftlich anerkannt zu werden.

Die Erzählung von dem Kochstreik von Hilda Pfeffer, die ich interviewt habe, ist vor diesem Hintergrund besonders interessant. Sie hatte zwei Geflüchtete bei sich zu Hause aufgenommen und betonte, »ich habe zwei Söhne, die sind im gleichen Alter wie die beiden und ich überlege mir, was wäre, wenn die jetzt Asyl brauchten [...]. Und dann weiß ich, was sie brauchen«.³⁶ Das praktische Wissen, das sie als Mutter bei der Versorgung von zwei Kindern erworben hatte, machte die Unterstützung für Frau Pfeffer plausibel. In der Folge häuften sich allerdings so viele Sorgetätigkeiten bei ihr selbst an, dass sie in einen Kochstreik trat:

»[D]as heißt, ich habe einfach aufgehört zu kochen. Die Muslime hatten Ramadan, die aßen also zu Zeiten, wo ich unterwegs war und abends zum Beispiel war Sonnenuntergang und ich war *den ganzen Tag beschäftigt*. Es ging nicht. Und meine Kinder, der eine machte gerade Abitur, der andere war im Studium, aber, naja, der war weg. Aber der, der Abitur machte, der wollte sein Mittagessen haben, mein Mann kam auch zu unregelmäßigen Zeiten und ich brauchte auch mal was zu *essen*. Ich habe also manchmal dreimal verschiedene Mittagessen gemacht und dann habe ich irgendwann gesagt, Leute, so geht es nicht. Da habe ich den Muslimen gesagt: also ihr habt zwei [...] gesunde Hände. Da ist der Kühlschrank, da ist der Geschirrschrank.

35 Braun, Katherine u.a.: Urban Citizenship und Kämpfe für eine solidarische Stadt: Neue Netzwerke und Zugehörigkeiten jenseits des Nationalen. In: Book, Carina u.a. (Hg.): Alltägliche Grenzziehungen. Das Konzept der »imperialen Lebensweise«, Externalisierung und exklusive Solidarität. Münster 2019, S. 73–93, hier S. 85.

36 Interview mit Hilda Pfeffer, Pos. 102.

Ihr könnt nehmen, was ihr wollt, und wenn ihr was braucht, kaufe ich es nach. Aber ich kann nicht mehr kochen und dann habe ich die erwischt dabei, dass die jeden Tag sich Spiegeleier kochten. Und dann habe ich gedacht, die können nichts anderes. Und dann kam irgendwann der *Jüngere der beiden*, sagte zu mir: ›Wann ist Ende von Streik?‹ und das hat mich so berührt. Und dann habe ich gesagt: ›OK, aber ihr müsst mithelfen, wir brauchen feste Zeiten‹. Und die haben wir dann gemacht, dass es irgendwie für alle *passt*.«³⁷

Neben der patriarchalen Aufteilung der Sorgeverantwortung zeigt dieses Beispiel, wie zentral vergeschlechtlichte Sorgetätigkeiten in der Unterstützung für Geflüchtete sind. Gleichzeitig wird deutlich, wie schnell und reibungslos Hilda Pfeffer ihr habitualisiertes, praktisches Sorgewissen in die Unterstützung einbringen konnte. Die Unterstützung für Geflüchtete lässt sich im Kern als Teil genau jener Sorge verstehen, die das Leben der Geflüchteten erst ermöglicht. Die Unterstützung als Sorge zu begreifen, erklärt auch ein Stück weit den sehr hohen Anteil an Frauen unter den Aktiven.³⁸ Bei einem Blick auf die geschlechtliche Zusammensetzung der zivilgesellschaftlichen Bewegung wird schnell deutlich, dass sich überproportional viele Frauen an der Unterstützung beteiligt haben – einer großangelegten quantitativen Studie des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung der Humboldt-Universität zu Berlin zufolge ungefähr 70 %.³⁹ Und weil die Unterstützungs-Praktiken so stark vergeschlechtlicht waren, können ihre Dynamiken und Effekte Auswirkungen auf gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse haben.⁴⁰ Gleichzeitig scheint es auch in der Übernahme der prestigeträchtigen Leitungsfunktionen einen geschlechtsspezifischen Bias gegeben zu haben, wie Andrea Fuchs betonte: »Meistens

37 Interview mit Hilda Pfeffer, Pos. 12–14.

38 Vgl. Karakayali, Serhat/Kleist, Olaf: EFA-Studie Strukturen und Motive der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit (EFA) in Deutschland. 1. Forschungsbericht-Ergebnisse einer explorativen Umfrage vom November/Dezember 2014. Berlin. 17.04.2015, S. 4.

39 Ebd., S. 5.

40 Vgl. Binder/Hess 2019, S. 20f.

sind die Hauptamtlichen dann Männer. Also der Leiter von *dem Unterstützungs- und Beratungsverein* ist ja auch ein Mann. {...} Sonst sind es nur Frauen eigentlich.«⁴¹

Das Geschlechterverhältnis der Geflüchteten war genau umgekehrt. Ein wesentlicher Teil der Ankommenden waren junge Männer. Dieses entgegengesetzte Geschlechterverhältnis hatte vielfältige Effekte auf die Unterstützung. Andrea Fuchs beschrieb beispielsweise in unserem Interview einige dieser Gesichtspunkte:

»Und letzten Endes wäre das, dadurch, dass eben schon mehr Männer als Frauen als Geflüchtete kommen natürlich auch für die geflüchteten jungen Männer super, da Kumpels und gleichaltrige Genossen, Freunde, wie auch immer, Menschen in ihrem Umfeld zu haben, mit denen sie rumhängen. Und nicht Leute, die im Alter eher ihrer Mutter sind oder die halt vielleicht auch als potenzielle Partnerinnen infrage kommen oder so. Das ist, glaube ich, schon auch immer ein Stück weit schwierig. Aber gleichzeitig wird man da schon auch in unsere westlich, vermeintlich zivilisierte Realität reingeworfen, weil eben Frauen auch emanzipiert sind und Frauen auch Sachen machen und Macherinnen sind und frei sind und wie auch immer. Und nicht automatisch deswegen mit dir zusammen sein wollen. Also ich glaube, das hat schon auch was Positives, zu sehen Frauen sind auch Macherinnen.«⁴²

Am Rande scheint hier außerdem durch, dass viele der Geflüchteten aus Ländern kommen, in denen feministische Bewegungen deutlich weniger Erfolge erringen konnten, als in Europa und Deutschland. Ein wesentlicher Teil der Geflüchteten war also deutlich patriarchalere Verhältnisse gewohnt. Die unterschiedlichen Geschlechterverhältnisse und die Erfahrungen mit unterschiedlich patriarchalen Gesellschaften legten sich übereinander und führten an vielen Stellen zu Missverständnissen und Reibungsverlusten.

Ein weiteres Merkmal der Praktiken des Sorgens scheint in der Erzählung über den Kochstreik auf: Zwar lassen sich die Tätigkeiten auf mehr Schultern verteilen, trotzdem sind Sorgeverhältnisse im

41 Interview mit Andrea Fuchs, Pos. 6.

42 Interview mit Andrea Fuchs, Pos. 10–11.

Allgemeinen und die solidarische Sorge um das Jahr 2015 im Besonderen von einem strukturellen Ungleichgewicht zwischen Sorgenden einerseits und Sorgeempfangenden andererseits geprägt – was von infantilisierender Viktimisierung bis Paternalismus reichen konnte.⁴³ Die Unterstützung der Geflüchteten war also – und das ist hier das praxistheoretische Argument gegen ideologiekritische Plattitüden – nicht in erster Linie deshalb von Hierarchien durchzogen, weil die Aktiven über das falsche Bewusstsein verfügten. Die Sorgetätigkeiten selbst trugen diesen Widerspruch aufgrund ihrer inneren Logik schon in sich. Die Kritik des Paternalismus der Aktiven, die ich im Folgenden noch weiter ausführen werde, muss also mindestens um diesen Punkt ergänzt werden. Neben dem Argument, dass es sich bei dem Paternalismus vor allem um falsches Bewusstsein der Aktiven im Sinne der Ideologiekritik handelt, wird der Paternalismus auch als Ergebnis der kolonialen Kontinuitäten konzipiert, die sich in der Unterstützungspraxis manifestieren. Beispielsweise hat sich die Politikwissenschaftlerin Katherine Braun der Unterstützung für Geflüchtete aus einer Perspektive auf geschlechtsspezifische Momente genähert. Sie versucht in den Unterstützungspraktiken die »Genealogien karitativer Arbeit bürgerlicher Frauen«⁴⁴ aufzuspüren. Dabei betont Braun, dass die »Diskussionen um Undankbarkeit, fehlendes oder unzureichendes Engagement [der Geflüchteten] [...] exemplarisch für die Struktur und Beziehung zwischen den Akteur_innen«⁴⁵ waren. Diese paternalistischen Beziehungsmuster erklärt Braun mit dem Nachwirken kolonialer Muster und versteht sie letztendlich als selbstbezogenes und weißes Helfer*innensyndrom, als »narzistischen Samaritismus«⁴⁶ der gekränkt wird. Ähnlich wie Braun betonte auch Eva Ziaar, die sich mit der Qualifizierung von

43 Vgl. Tietje, Olaf: Soziale Teilhabe Geflüchteter und zivilgesellschaftliche Unterstützung. Engagement zwischen staatlicher Abschreckungspolitik und humanistischen Idealen. In: *Voluntaris* 9 (2021), H. 1, S. 10–24, hier S. 21.

44 Braun 2019, S. 295.

45 Ebd., S. 301.

46 Ebd., S. 302.

Unterstützungskreisen beschäftigte, in unserem Interview koloniale Kontinuitäten:

»Kolleginnen von mir haben dann immer so Werkstatt-Gespräche oder Supervision gemacht oder Intervision und Begleitung. Und da kamen halt voll oft immer die gleichen Fragen. Solche Fragen wie ›Aber die bedanken sich jetzt gar nicht‹ oder ›Ich habe jetzt alles getan, um denen diesen Job zu organisieren, dann kommen die da nicht pünktlich‹. *Uns geht es darum*, dass es keine Augenhöhe gibt, sondern, dass halt diese Beziehung zwischen unterstützenden Ehrenamtlichen und Geflüchteten unter einer kolonialen Machtbeziehung steht. Und was bedeutet das dann? Dass man schon in einer einzelnen Situation Brücken bauen kann, aber eben nicht auf eine lange Sicht gesehen. Und dass es deswegen unterschiedliche Ausgangspositionen gibt. Kann der Geflüchtete »Nein« sagen, wenn ich das Job-Angebot mache? Kann der äußern, was er wirklich braucht? Gibt es den Raum, die Fragen zu stellen oder werden die Antworten schon gegeben? [...] Also es gibt halt beides, ne, es gibt halt auch diesen White Savior. Das ist ja auch eine Form von ›Wir wissen aber eigentlich, was für euch jetzt das Beste ist und wir helfen euch jetzt und unterstützen jetzt!‹.«⁴⁷

Aber sowohl die Fragen der Aktiven, als auch die ungleichen Positionen der Beteiligten lassen sich genauso mit der Dominanz der Sorgepraktiken in der Unterstützung erklären. Die affektive Achse Dankbarkeit-Enttäuschung, auf die ich im Kapitel 6.4 noch einmal zurückkomme, hängt eng mit der affektiven Dimension der solidarischen Sorge zusammen, die ich in Kapitel 6.1 weiter ausführe. Die Aktiven ließen sich von der affektiven Dynamik erfassen, wendeten einige persönliche Ressourcen auf und konnten so mit der Zeit einen affektiven Bezug zu einigen Geflüchteten aufbauen. Ähnlich wie beim Gabentausch sind die Zuwendungen an Zeit, finanziellen und emotionalen Ressourcen eine Mischung aus Altruismus einerseits und Eigennutz andererseits

47 Interview mit Eva Ziaar, Pos. 10.

zu verstehen.⁴⁸ Aber auch der Eigennutz konnte vielfältig sein, wie mir Heike Böhm berichtete:

»Dass ich dadurch kennenlerne, wie es ist, wenn man sozusagen ganz unten ist. *Darum habe ich mich* nie kümmern müssen, wie das ist, wenn man wirklich von einem Tag auf den anderen lebt. Also auf der untersten Stufe der Gesellschaft sozusagen. Wenn man sich ständig mit dem Jobcenter, mit dem Landratsamt, mit dem Sozialamt in Verbindung setzen muss, mit dem Ausländeramt und wie da dann halt da so knapp das rausspringt, was man braucht, wenn man Glück hat. Das ist für mich auch einfach eine interessante Erlebniswelt, was ich halt bisher nur aus der Ferne kannte. Also insgesamt profitiere ich davon auch. Ich habe nicht das Gefühl, dass ich jetzt nur helfe, helfe, helfe, sondern ich lerne viel dabei.«⁴⁹

Eine minimale Reziprozitätserwartung scheint aber aufgrund der ungleichen Ausgangsbedingungen und der engen affektiven Involviertheit fast unweigerlich in die Unterstützungspraxis eingewoben zu sein, wie beispielsweise Angelika Sauter, die selbst in einem Unterstützungskreis tätig war, durchblicken ließ: »Da kam dann schon auch irgendwie die große Verwunderung, wenn man dann halt sich da abgemüht hat ja, dann so unterschwellig halt ne Dankbarkeit erwartet hat«,⁵⁰ der dann nicht entsprochen wurde. Die ungleich verteilten Ressourcen und Möglichkeiten sind Situationen, die eine Sorgepraxis nahe legen, wiederum inhärent – zugespitzt könnte formuliert werden, dass gerade die extrem ungleiche Verteilung von Ressourcen und Möglichkeiten ungleiche Sorgekonstellationen hervorbringt. Nur weil Geflüchtete in der Regel über sehr beschränkte Möglichkeiten und Ressourcen verfügen, sind sie auf die Sorge Anderer angewiesen. Allerdings kann beobachtet werden, dass die Achse affektive Dankbarkeit-Enttäuschung mit der zeitlichen

48 Vgl. Mauss, Marcel: Soziologie und Anthropologie Gabentausch, Soziologie und Psychologie, Todesvorstellung, Körpertechniken, Begriff der Person. Frankfurt 1978.

49 Interview mit Heike Böhm, Pos. 43.

50 Interview mit Angelika Sauter, 154.

Entwicklung der Mobilisierung parallel zu dem Grad der affektiven Involviertheit insgesamt an Bedeutung verliert (siehe Kapitel 7). In den sich immer deutlicher herausbildenden hybriden Arrangements etablieren sich zunehmend Beziehungen mit Geflüchteten, die von einer stärkeren Institutionalisierung und damit von einer größeren affektiven Distanz geprägt sind. Zumindest die Beobachtung, dass die Frage nach Enttäuschung wesentlich von dem Grad der affektiven Involviertheit zusammenhängt, spricht dafür, dass der Fokus auf Sorge einen analytischen Mehrwert verspricht, der differenzierter ausfällt, als bei dem bloßen Hinweis auf koloniale Kontinuität.

4.3 Zwischenfazit: Die präsentische Praxis

Entlang des feministischen Debattenstrangs, der sich um den Begriff *Care* dreht, lassen sich Tätigkeiten des Sorgens besonders gut als *präsentische* Praxis begreifen, wie in Abbildung 5 aufgeführt. Tätigkeiten des Sorgens sind ohne Zweifel die Voraussetzung für menschliches Leben. Sie finden in der Gegenwart statt, vollziehen sich interpersonal und zwar unmittelbar und vor Ort. Sie entfalten sich als andauerndes Netzwerk unterschiedlicher aneinander angeknüpfte Sorgepraktiken, in denen *weibliches* Wissen und Affekte eine entscheidende Rolle spielen.

Nun lassen sich die zentralen Merkmale des *repräsentistischen* Fokus auf der einen Seite, sowie der präsentischen Praxis auf der anderen Seite gegenüberstellen (siehe Abbildung 5). Der chrono-politischen Ausrichtung auf die Zukunft stellen *präsentische* Praktiken die Gegenwart als zentrales Terrain entgegen. Sie finden in der Gegenwart statt und verlagern ihre Ziele nicht in eine ferne Zukunft, sondern wertschätzen sofortige Wirkung. Das monolithische Bild der Macht zerfällt in den *präsentischen* Praktiken in übereinander geschichtete Alltagspraxen. Macht und Gegenmacht sind genauso unmittelbare und lokale Fragen – lokale Antworten sind also möglich. Die *präsentische* Praxis ist nicht in erster Linie auf die Produktion von Bildern gerichtet, hat keinen Fokus auf die Ebene politischer Repräsentation und formuliert eben nicht in erster Linie Forderungen; sie entfaltet sich als andauernde Praxis des Konkre-

ten. Außerdem wird darin *weibliches* Wissen über die unterschiedlichen Praktiken der Sorge um Andere wertgeschätzt. Das erklärt auch ein Stück weit den hohen Frauenanteil unter den Aktiven: Frauen konnten ihr sonst eher unsichtbar gemachtes Sorgewissen nicht nur produktiv einbringen, sondern konnten zumindest in der Anfangszeit der Unterstützung auch gesellschaftliche Anerkennung dafür erwarten. Genauso wurde die affektive Involviertheit und das emphatische Bezogen-sein auf die Geflüchteten in der *präsentischen* Praxis begünstigt.

Abbildung 5: Die Merkmale des Repräsentischen und des Präsentischen

Merkmale des <i>repräsentistischen Fokus</i>	Merkmale der <i>präsentischen Praxis</i>
1. Chrono-politische Ausrichtung auf die Zukunft	1. Gegenwart als chrono-politisches Terrain
2. Monolithisches Bild politischer Macht auf gesellschaftlicher Makro-Ebene	2. Macht wird unmittelbar und lokal ausgehandelt
3. Ausrichtung auf die Produktion symbolischer und medialer Bilder	3. Das Ergebnis „andauernder Entfaltung affektiver Verbindungen, durch die wieder neue Sorge-Praxen entstehen“ (Isabel Lorey 2017:120)
4. Fokus auf Forderungen an Institutionen und Personen pol. Repräsentation	
5. Vergeschlechtlichung als <i>männlich</i> konnotierte Sphäre der Repräsentation	4. <i>Weibliches</i> Wissen und Affekte werden wertgeschätzt

Quelle: Eigene Darstellung.